

Wiegenlied.

Ein lyrisches Fragment von Hermann Bahr.



Wilhelm Wackoth.

Schlaf, Kindlein, schlafe! Ich will dir die Hand auflegen, deine brennende Stirne zu fühlen, und mit spielendem Finger deinen flaumigen Locken schmeicheln, bis du lächelst. Schlaf, Kindlein, schlafe! Siehe, du darfst nicht so böse sein, nach Mama zu weinen. Sie hat Dich ja gewiß auch lieb, o glaube es nur, mein Engel! Aber nur jetzt gerade kann es nicht sein: sie hat keine Zeit. Sie muß sich ja schön machen, jetzt gerade für die fremde Leute, weißt du, schöner als der grüne Mond der Maiennacht, schöner als die farbige Thräne am Kelche der Alpenrose, schöner als die Schwüre der Liebe, bis der gelbe Marmor ihrer bleichen Wange zu Cornaline erröthet und ihr milchiger Nacken über die Wunder des Jade leuchtet. Dann bewundern sie alle und alle begehren sie und dann, weil sie lächelt, werden wir glücklich sein, wieder so namenlos glücklich! Da dürfen wir sie nicht hören. Weine nicht, mein Kindlein, weine nicht nach Mama, Mama macht sich schön, schön wie die Esen! Schlafe, mein Kindlein, leise und friedlich, daß es still ist im Hause, so todtenstill, wie sie es will; schlafe, mein Kindlein, schlafe!

Weine nicht, mein Kindlein! Reige die rosig' Muschel meinen bebenden Lippen. Freundliche Märchen will ich dir erzählen, heimlich und vertraut, mit süßen Einbildungen gezuckert und duftend, wie frisch gemähte Hoffnungen. Was nur dein banges Herzchen begehrt, vergoldete Wöllchen und Fliedergrüße und tiefe, klagende Glockensänge, alles will ich dir erzählen, wie es dein Wunsch ist, will Rosen und Perlen in einander flechten zu einem seltsamen Kranze, mit Silberfäden gebunden, wie sie der Traum reicht, will süßen Honig in meine Nede gießen und köstliches Del von wundermildem Harze, glänzend und wonnig, weich wie Sammet — nur weine nicht, mein Kindlein! Du thust mir ja wehe damit, so frechend wehe!

Freilich, ich glaub' es dir schon, daß du Heimweh hast, sehnsüchtiges Heimweh nach der weiten blauen Wiese, von schneeigem Nebel umspinnen, flimmernd wie ein Bergsee, wenn, tief Athem holend, der Tag erwacht, mit den großen goldschäumigen Sternen, die ihre Blumen sind, wo die Ungeborenen schlummern unter dem hohen, biegsamen, rauschenden Schilf, bevor sie sterben, hinüber ins Leben. Da wandelst du selige Reigen mit den frohen Knaben, haschend und fliehend, oder du träumtest unter den breiten, schattigen Sonnenblumen langes, tiefes, unirdisches Glück oder klettertest ihre schlanken, schwingenden Stengel hinauf, dich in ihren üppigen Kelchen zu schaukeln. Freilich, darnach magst du wohl Heimweh haben. Freilich, ich glaub' es dir schon. Aber schau', wenn es auch traurig ist, es hilft keine Klage: man kann einmal nicht ewig todt sein!

Stöhne nicht so, mein Kind, mit diesem schweren, gestoßenen Athem! Presse die Lippen zusammen und ersticke das Wimmern! Sonst, wenn sie es hört, wird sie uns bitterböse, daß wir sie stören, wenn sie sich schön macht. Sie zürnt so leicht. Stöhne nicht so! Ich muß dir sonst wieder die große häßliche Flasche reichen mit dem garftigen gelben Bettel und dem bitteren braunen Sasse, der dir so wehe thut. Stöhne nicht so — es zerreißt mir ja das Herz!

Sei nur geduldig, nur ein klein wenig geduldig, ich bitte dich: es geht ja vorüber. Denke nur: es dauert nicht mehr lange. Dann thum sie dich in ein

frisches blüthenweißes Linnen und legen dich in die Arme der Lilien und zünden schwiegsame feierliche Kerzen um dich an, und dann fühlst du gar nichts mehr, und ich werde dir noch einmal weinend die blaffen Fingerringe küssen, das letzte Mal, bevor du heimkehrst nach der weiten blauen Wiese, von schneigem Nebel umspunnen, flimmernd wie ein Bergsee, wenn, tief Athem holend, der Tag erwacht.

Demu siehe! Sie sind ja nicht ohne Trost, die leidenden Menschen und nicht ohne Gewähr der Güte. Hoch oben, wo die leuchtende Bläue des Firmaments erblaßt, über den schweifenden Wolken, wo der Fittig des Adlers zage wird, im Unendlichen, wohin die Noth blickt, im ewigen Schweigen wacht über den Menschen die ewige Liebe. Und jedesmal wieder, wenn das Glend wieder erwachsen ist und seine reife Ernte sich in schweren Aehren neigt, dann greift die ewige Erbarmerin nach dem dürrn Stabe und im grauen Wanderkittel schreitet sie unter die Menschen. Und sie schaudert, wenn sie auf die Erde kommt, in die Wohnung des Schreckens, und ihr Antlitz wird fahler als der graue Wanderkittel und starrer als der dürre Stab. Und sie schreitet von Hütte zu Hütte, zu allen Beladenen, wo nur ein Schmerz ist und wen sie anrührt, der gesundet und wird heil; die verwirrten Menschen, ängstlich von so viel heiligem Wunder und bestürzt, raunen schaurige Namen über sie, Cholera und Pest. Sie aber, die freundliche Botin des Mitleids, ohne es zu achten, schreitet weiter, hilfreich und freigebig, immer weiter, mit sanftem, gleitendem Schritte, unermüdet, Segen und Erlösung austretend überall, in aufgethürmten Leichen bis an den Hals, und wohin sie rührt, dort verstummen die Seufzer, und die Thränen trocknen, und eine stille, blasse Freude breitet sich über das Land.

Nun sind dir die schweren, verrötheten Lider doch auf die traurigen Sterne gesunken, und du schlummerst! Fieber wirft dir den ängstlichen Leib in zuckenden Krampf, und in rauhen Stößen röchelt dein dumpfer Athem von der Brust herauf über die bläulichen Lippen, die der gierige Durst auseinanderpreizt, wie heißer Dampf. Mein armes, mein armes Kind!

Du hast dein müdes Köpfchen hinüber gefehrt und in dein Auge dringt kein Strahl von dem schimmernden Frühling, der von der Schwelle her die dunkle Stube mit seinen blühenden Wellen badet. — —

Wie schön du bist, mein Weib, in deinem aufgerichteten Stolze, du Königin der Welt, das rosige Fleisch den weißen Atlas überflutend, wie ein Blutstropfen, der im Schnee zerrinnt! Wie die Camelie bebend sich neigt vor überschwenglichem Glüd, daß sie deine Hüfte küssen darf mit ihrem Dufte! Wie der neidische Beryll im Nabenfittich deiner üppigen Flechten erbleicht vor deinem diamantenen Blick! Wie selig du deiner Schönheit bist und wie schön, wie namenlos schön: schöner als der grüne Mond der Maiennacht, schöner als die farbige Thräne am Kelche der Alpenrose, schöner als die Schwüre der Liebe! Und du bist mein Weib!

Wie schön du bist und wie selig deiner Schönheit! Wenn sie dir riethen, das knisternde Haar, von der Bläue der Gewitterwolke, mit der Asche deines Kindes zu stäuben, daß es noch tiefer leuchte, würdest du zaudern, den Brand in die hilflose Wiege zu schleudern? Wenn die Rosen auf deiner Wange in Menschenblut noch rosiger blühte, würdest du zaudern, mir die kochenden Eingeweide aus dem Leibe zu reißen? —

— Der Wagen, gnädige Frau! —

— Das Kind, Angela, das Kind! —

Immer das Kind! Kann ich ihm helfen? Ich glaube, wir zahlen der alten Barbara gerade genug, daß man sich wohl auf sie verlassen kann. . . Es ist ein häßlicher Geruch im Zimmer. —

Einmal möchte ich dich doch küssen, mit blutigem Biß, und dir dann den blanken Stahl zwischen die Rippen rennen, ganz tief, ganz tief, dort wo bei den Männern das Herz ist!

Wie ich schaudere vor trunkener Wollust, daß ich den einen Tanz mit dir tanzen darf, du Tigetin!

Paris, im Frühling 1889.

Ostergebräuche in Krain.

Von Frau von Radics-Kaltenbrunner.

Mit eiserner Zähigkeit, oft ganz im Verborgenen, wie es dem Volkscharakter der Slovenen entspricht, halten auch die Krainer fest an den Jahrhunderte alten, von den Voretern ererbten, aus dem grauen Heidenthum stammenden Gebräuchen, und begeben vor allem die großen kirchlichen Feste mit unerbürlicher Treue an dem Landesüblichen; und nicht nur auf dem Lande, sondern auch in der Hauptstadt Krain's, dem „weißen Laibach“, wie sie im Volksmunde genannt wird, feiert der Krainer Ostern, Pfingsten und Weihnachten mit dem ganzen Aufwande mittelalterlicher Pompes.

Insbefondere wichtig ist dem Krainer das Osterfest, das zusammenfällt mit dem erwachenden Lenze, welche Zeit daher Auf- und Ungügen sehr günstig ist.

Gewöhnlich herrscht um Ostern herum schon das herrlichste Wetter, und laue Lüfte und Sonnenschein vermehren die allgemeine Feststimmung, der sich Jung und Alt mit voller Seele hingibt.

Den Frauen liegt die Reinigung des gesammten Hauses, sowie die Bereitung des schmachtigen Ostergebäcks, der „Potizzen“ ob, die in unzähligen Variationen bereitet werden, in jedem noch so kleinen Haushalte ist wenigstens eine Potizze am Ostermontagmorgen zu finden, denn das gänzliche Fehlen dieser herkömmlichen Nationalspeise würde von der ärmsten Krainerin als eine große Schande angesehen werden.

Die Potizzen sind aus fein ausgewalktem, mit Ruß-, Honig-, Rosinen-, Mandeln- oder Chocobladefülle versehenem, hierauf festgerolltem Gernteig hergestell und gleichen dem Neukern nach unserm österreichischen Gugelhupf, den aber eine gut gemachte Potizze an Feinheit des Geschmacks weit übertrifft. In bessern Häusern wird eine stattliche Anzahl aller Arten dieser Osterkuchen gebacken, die den Stolz der Hausfrau bilden und mit welchen sie den Besuchern aufwartet. Am Charfsamstag werden in großen Körben sämmtliche für die Feiertage vorbereiteten Extra-Speisen als: Potizzen, Schinken, Eier, weißes Brod, Geflügel u. s. w. von den Mägden in die Kirche getragen, um vom Priester geweiht zu werden. Diese Sitte wird auch in den Städten von den Bürgern eifrig geübt. Fährt man um die Osterzeit aufs Land hinaus, so kann man beobachten, mit welcher Grazie die, zumeist großen, hübsch gebauten jungen Krainerinnen die vollen, weißbedeckten Körbe auf dem Kopfe tragen, dabei gehen sie äußerst schnell und sicher; eine Unebenheit des Weges wird ihnen keine ängstliche Geberde entlocken, sondern leicht und zierlich schreiten die Landmädchen mit ihrer Last zur Kirche, wohin sie oft stundenweit zu gehen haben. Begegnet der Krainerin auf solchem Gange der Liebste, so geht sie fortan mit ihm Hand in Hand.

Zur Osterzeit muß der Tisch stets weiß gedeckt sein, sowie zu Weihnachten; die übrige Zeit des Jahres sind rothe Tischtücher in Gebrauch. Dies gilt bloß vom Landvolk, vom einfachen Bürgerhause und von Stadtgasthäusern zweiten und dritten Ranges. . .

Noch heute herrscht in ganz Krain die Sitte, vor den Kirchen auf freiem Plage große Feuer zu entzünden, über die der Priester den Segen spricht. Es geschieht dies am Charfsamstag früh, und alles eilt, von den Nesten dieser Holzstöße ein noch glimmendes Brändlein zu erobern, um damit zu Hause das Herdfeuer anzumachen, welchem Gebrauche eine große unheilabwehrende Kraft zugeschrieben wird. In Laibach selbst wird dieses „heilige Feuer“ auf dem St. Jakobs-Platz entzündet, vor der St. Jakobskirche, und Polizisten bewachen, um die mögliche Gefahr eines Brandes zu verhüten, den brennenden Scheiterhaufen, bis die Ceremonie des Weihens vorüber ist, und jeder sein Nestchen hat.

Das „Geweihete“ spielt überhaupt in den Ostergebräuchen der Slovenen eine große Rolle: Geweihte Palmen oder Schalen von geweihten Otereiern um 's Haus gestreut, schützen dasselbe vor Schlangen, geweihten Krenn schützt auf Beete